Vereitelte Rache.

Humoreske von C. B. von Slop-Cadenburg.

Stud. jur. Ernst Stoff hatte seinem Studiengenossen, Freunde und Stubengenossen, stud. med. Fritz Rempler, manchen übermüthigen Schabernack gespielt, so daß diesem trotz seiner anerkannt großen Gutmüthigkeit auch einmal die Galle überlief und er Rache schwur.

Fritz hielt seinen Schwur.

Stoff hatte sich von seinen Kommilitonen verabschiedet, um auf Ferien zu reisen, und begab sich leichtbeschwingten Fußes nach dem Südbahnhofe; nachdem er sich das Billet nach Graz gelöst hatte, machte er zu seiner großen Freude die Wahrnehmung, daß ihm für die sechs- bis siebenstündige Reise noch so viel Kasse verblieb, daß er sich noch mindestens zehn Glas Bier kaufen konnte.

Nahrung von anderer Konsistenz erschien ihm für diese Zeit für überflüssig. Er berechnete sich also pro Stunde ein Krügel an und fing mit dem ersten auf der Abfahrtsstation an. Kaum hatte der Kellner ihm das Gewünschte gebracht und er sich damit in recht behaglicher Stimmung an einem Tische niedergelassen, da erschien eine menschliche Gestalt, bei deren Anblick unserem guten Stoff sofort alle Behaglichkeit verschwand.

Doch schnell gefaßt, ging er mit großer Freundlichkeit auf Meister Eusebius Zapfelberger — dies war besagte Gestalt — zu, reichte ihm die Hand und fragte:

„Nun, Meister Zapfelberger, wollen Sie auch verreisen?"

„Nein, Herr Stoff, ich komme nur, um mich davon zu überzeugen, ob es wahr ist, daß Sie mir durchbrennen wollen." — „Alle Wetter, Herr Zapfelberger, was fällt Ihnen ein? Ich Ihnen durchbrennen? Allerdings bin ich Ihnen schon seit einigen Semestern die Schusterrechnung schuldig, aber das berechtigt Sie durchaus nicht, mir diese Beleidigung an den Kopf zu werfen, das verbiete ich mir ein- für allemal. Ich reise heute nach Hause und komme nach höchstens drei bis vier Wochen wieder hierher; Ihr schnödes Geld bringe ich Ihnen mit, und dann sind wir für immer geschiedene Leute. Das merken Sie sich, Meister Zapfelberger!" Stolz wendete sich der Student um und setzte sich wieder zu seinem Glase. Allein wenn Freund Stoff geglaubt hatte, mit seinen Worten dem Handwerker zu imponiren, so hatte er sich in dem Meister für heute gründlich geirrt. Mit größter Ungenirtheit ergriff dieser einen Stuhl und setzte sich ganz dicht neben seinen Schuldner.

„Herr Stoff, ich bitte Sie, seien Sie vernünftig! Bilden Sie sich doch nicht ein, daß ich mich noch einmal mit bloßen Worten hinhalten lasse. Ich muß heut mein Geld haben, bevor Sie abreisen, denn ich weiß zu gewiß, daß Sie nicht wieder hierher zurückkehren, und sind Sie einmal auf alle Zeiten weg von hier, nun dann kann ich lange auf mein Geld warten. Ich kenne das!" — „Wer, um Himmels willen hat Ihnen weis gemacht, daß ich nicht wieder hierher zurückkehre?" — „Das ist ja ziemlich gleichgiltig, allein ich kann es Ihnen ja auch sagen: Ihr Stubenkamerad, Herr Rempler, hat es mir selbst gesagt und mir gerathen, Sie unter keinen Umständen abfahren zu lassen, denn Sie hätten Geld genug im Sack."

„O, du verdammter Büffel, ist das deine Rache, Fritz? Na warte, das wird ein Rachekrieg ohne Ende! Aber, bester Meister Zapfelberger, sehen Sie denn nicht ein, daß mir dieser Mensch, der Rempler, nur etwas hat am Zeuge flikken wollen? Ich schwöre Ihnen zu, daß ich anfangs des nächsten Semesters wieder hier eintreffe."

„Papperlapp, Herr Stoff! Entweder das Geld, oder ich lasse Sie nicht abfahren. Darauf verlassen Sie sich."

Der arme Stoff befand sich in einer verzweifelten Lage, denn er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß Meister Zapfelberger heute wirklich eine unangenehme Energie entwickelte, die nach seiner Meinung „einer besseren Sache" würdig gewesen wäre. Zu öffentlichem Skandal konnte er es nicht kommen lassen, Geld zum Bezahlen des Schusters hatte er nicht, nach Hause wollte er aber heute gar zu gern reisen, denn, abgesehen von allem Andern, hatte er ja auch schon das bezahlte Billet in der Tasche.

Was thun?

Es ertönte das erste Signal zur Abfahrt des Zuges. Da plötzlich schoß unserm Studio blitzschnell ein rettender Gedanke durch das aufgeregte Gehirn. „Herr Zapfelberger," wandte er sich höflich an seinen Gläubiger, „wollen Sie die Güte haben, mein Gepäck dort im Auge zu behalten? Ich gehe nur einen Hunderter wechseln und bin in wenigen Minuten wieder hier."

Damit wies er auf einige recht stattlich aussehende Reise-Effecten, die in nächster Nähe am Fußboden aufgethürmt lagen.

„Recht gern," erwiderte Zapfelberger zuvorkommend, und der Studiosus verschwand durch die nächste Thür.

Nach einigen Minuten ertönte das zweite Signal vom Perron her.

Das Publikum wurde in dem Wartesaal lebendig, wogte durcheinander und drängte durch die Glasthür nach dem Perron.

Plötzlich stürmt ein Herr, dem man den behäbigen ausländischen Kleinstädter auf tausend Schritte ansah, mit seiner noch behäbigeren Ehehälfte mit Töchterlein daher und bemächtigte sich ungenirt der von Meister Zapfelberger mit Argusaugen bewachten Sachen — „Hier, Karoline, nimm die Decke und den Regenschirm, den Koffer werde ich tragen", rief er der treuen Gattin zu, doch schon ereilte den Arglosen das Geschick in der Gestalt des wüthenden Meisters Zapfelberger, der sich seines Rockkragens mit einem derben Griff bemächtigte.

„Ich will dir Koffer, Decke und Regenschirm tragen helfen, du Spitzbube! Brauchst dann das saubere Frauenzimmer gar nicht! Auf die Polizei mit euch, Gesindel!"

Der Kleinstädter wäre vor Schreck auf den Rücken gefallen, wenn er von dem entrüsteten Schuster nicht gar so kräftig am Rockkragen gehalten worden wäre; die liebe dicke weibliche Hälfte aber ließ sich nach einem markerschütternden Schrei mit solcher Wucht auf den nächsten Stuhl fallen, daß das solide Möbel in allen Fugen krachte. Begreiflicherweise erregte diese kleine Scene die Aufmerksamkeit des Publikums; es bildete einen Kreis um die sonderbare Gruppe.

Der angegriffene Kleinstädter hatte sich von seinem Schreck bald so weit erholt, daß er seine Vertheidigung durch Wort und That beginnen konnte. Heftig rang er mit Meister Zapfelberger, um sich von diesem zu befreien, während seinem keuchenden Munde allerlei liebliche Worte entflogen: „Miserabler Kerl, will Einem die eigenen Sachen streitig machen! Der Hallunke will ehrliche Leute zu Spitzbuben machen! Infamer Mensch!"

„Will dir den Hallunken und miserablen Kerl schon anstreichen, du Schuft!" schallte es in den höchsten Tönen der Erregung von Meister Zapfelbergers Munde, „ist denn keine Polizei am Platze? Polizei! Wo bleibt die Polizei?"

Dieser Ausruf steckte das übrige Publikum an, und bald erschallte es im ganzen Wartezimmer und auf dem Perron wie ein Hilferuf nach Polizei. Und nicht vergebens!

Ein Vertreter der heiligen Hermandad erschien und gebot den Parteien vorab Ruhe; sodann begann er ein kurzes, aber erfolgloses Verhör, da es absolut unmöglich war, die so nöthige Ruhe der Debatte einzuführen: Meister Zapfelberger und das beschuldigte Ehepaar schrieen ihre Bezichtigungen respektive Vertheidigungen trotz aller Vermahnung immer gleichzeitig. Der Polizeimann sah sich deshalb genöthigt, die drei betheiligten Personen aufzufordern, ihn nach dem Polizeizimmer zu begleiten; dort, meinte er, würde sich das Weitere schon finden. Protest natürlich auf beiden Seiten, aber ebenso natürlich wieder vergebens. Meister Zapfelberger behauptete, er müsse erst Sudiosus Stoff erwarten, der sogleich erscheinen und seine Sachen reklamiren werde, und der Kleinstädter nebst Gattin und Kind jammerten darüber, daß sie den abgehenden Zug versäumen sollten; außerdem aber schämten sie sich sämmtlich in obrigkeitlicher Begleitung in das Inspektionszimmer wandern zu müssen.

Die Geduld des Polizeimannes war aber zu Ende und mit einem kräftigen „Also vorwärts, meine Herrschaften!" trieb er die Drei vor sich her. In dem Augenblicke, als der kleine Trupp den Bahnhof verließ, dampfte auf der andern Seite der Zug ab, in dem natürlich seelenvergnügt auch Freund Stoff Platz gefunden hatte, ohne eine Ahnung von der Tragweite, welche sein Streich für Meister Zapfelberger und ein ihm wildfremdes Ehepaar anzunehmen drohte, zu haben.

Auf dem Inspektionszimmer stellte sich dann nach einer kurzen, aber ruhigen Untersuchung bald genug heraus, daß Meister Zapfelberger der Dupirte war, denn das Ehepaar konnte sich von einem sehr respektablen Bürger als selbst sehr respektabel recognosciren lassen.

Dem Polizeicommissär dämmerte eine Idee von dem wahren Sachverhalt auf, und er war bemüht, die streitenden Parteien möglichst zu versöhnen, denn Meister Zapfelberger war ihm persönlich bekannt und that ihm ob der Affaire herzlich leid. Durch seinen Einfluß gelang es, daß sich der Kleinstädter gegen eine Entschädigung von zehn Gulden zufrieden gab. Meister Zapfelberger mußte in den sauren Apfel beißen und ging mit einem katzenjämmerlichen Gefühle fuchsteufelswild nach Hause, denn nicht nur hatte er einen ganzen Nachmittag verbummelt und von Stoff keinen Kreuzer eingetrieben, nein, auch noch baare zehn Gulden hatte er erlegen müssen. Die Gefühle gegen seinen Schuldner waren deshalb nicht die sanftesten!

Es bleibt uns noch das moralische Ende der Geschichte zu erzählen übrig. Zur Ehre von Studiosus Stoff sei gesagt, daß er wirklich nach einigen Wochen nach Wien zurückkehrte, direkt vom Südbahnhofe zu Meister Zapfelberger fuhr und seine alten Schulden berichtigte. Wie aber erstaunte er, daß er nun noch zehn Gulden mehr zahlen mußte, und wie triumphirte der Schuster, als er durch wahrheitsgetreue Erzählung seiner Erlebnisse diese neue Forderung begründete! Wohl oder übel mußten die zehn Gulden bezahlt werden aber der Beutel war ja noch voll und die Erzählung gar so lustig. Jedoch der Student gestand sich, daß er einen solchen Ausgang nicht erwartet habe....

Nach einem bewegten Abschied von dem Meister traf er seine Vorkehrungen, um die Angelegenheit zu einem erfreulichen Schluß zu führen, denn er war keineswegs geneigt, ohne Weiteres vor seinem Gegner Fritz die Waffen zu strecken.

Er trug die ganze Angelegenheit mit der nothwendigen sichtlichen Entrüstung den Weisesten seiner Verbindung vor, und diese waren der einstimmigen Ansicht, daß Freund Fritz nicht commentmäßig gehandelt habe. Ein Student dürfe sich wohl vieles erlauben, aber er dürfe unter keinen Umständen seinem Kommilitonen die Manichäer auf den Hals hetzen.

Infolge dieser Entscheidung wurde Stoffs Gegner zur Zahlung der zehn Gulden angehalten und überdies zu einem Pönale von einem Eimer Crambambuli verdonnert, der gemeinsam auf einer Versöhnungskneipe vertilgt werden sollte.

Im Weigerungsfalle war dem Frevler die Relegation aus dem edlen Zirkel in Aussicht gestellt. Der glückliche Umstand, daß auch der gutmüthige Fritz mit frischem Moos versehen war, erleichterte die Friedensverhandlungen, und als der Stoff zu Ende ging, hielt der Ponirende eine ergreifende und reumüthige Rede über das schöne Thema:

„Wer Andern eine Grube gräbt...."

Chinesische Handlungsgehilfen.

Bezeichnend für die chinesischen Verhältnisse überhaupt ist das Leben des bezopften Handlungsgehilfen, welches der „Ostas. Lloyd" anschaulich darstellt. Der Kommis, auch der verheirathete, wohnt durchgehends im Geschäftshause. Man gibt ihm gewöhnlich dreimal im Monat die Erlaubniß, nach seiner Wohnung zurückzukehren, um dort seine Frau und Familie zu besuchen, und bei solchen Gelegenheiten bleibt er dann einen Tag weg; der Rest seines Lebens wird vollständig in dem Geschäftsraume verbracht. Hier schläft er, nimmt seine (nicht allzu häufigen) Körperreinigungen vor, hier läßt er sich den Kopf rasiren, ißt und raucht, empfängt seine Freunde oder liegt umher, seine Zeitungen oder Novellen lesend, und hier arbeitet er, so viel er muß. Wenn des Abends das Geschäft geschlossen wird, etwa um 11 Uhr, bringen die Hausdiener das hölzerne Bett für jeden der Gehilfen in den Laden hinein und rollen sein Bettzeug auf; am folgenden Morgen wird Alles dann wieder weggeräumt. Die „Morgentoilette" ist bald gemacht, der Zopf wird um den Kopf gewickelt, das Obergewand ein wenig um den Hals herum geöffnet, seltener wird es ausgezogen, und das Gesicht, der Hals und die Hände werden in dem mit heißem Wasser gefüllten kleinen Kupferbecken gewaschen, das der Lehrling hereinbringt.

Heiße Bäder sind für wenig Cash zu haben, doch ist dies ein Luxusartikel, von dem nur die Wenigsten Gebrauch machen. Ein Barbier besorgt das Rasiren des Kopfes, welches alle paar Tage vorgenommen wird, für das ganze Geschäft; der Handlungsgehilfe trägt, wie in der That fast jeder andere Chinese, viel falsches Haar, das von dem Barbier sehr künstlich mit dem eigenen Haar verflochten wird. Der Handlungsgehilfe nimmt kein regelmäßiges Frühstück ein, er kauft für gewöhnlich von den in den Straßen umherwandernden Bäckern eine Art Pastetchen, die er mit seinem Thee verzehrt. Selten raucht er Opium — sein Gehalt erlaubt dies nämlich nicht, auch würde es der Geschäftsführer wohl nicht zugeben; er raucht in der Regel nur den milden chinesischen Tabak aus seiner langröhrigen, kleinköpfigen Pfeife. Kommen nun die Kunden, so muß das Rechenbrett zu Hilfe genommen und die verkauften Gegenstände müssen eingetragen werden; das ist die Arbeit der Gehilfen. Gegen 11 oder 12 Uhr wird ein großer runder Tisch hereingebracht, auf den man gewöhnlich ein sehr schmutziges Tischtuch deckt.

Die Teller und Eßstäbchen werden bereit gelegt, Schemel um den Tisch gestellt, sowie zwei Armstühle für die Geschäftsführer oder etwaige gute Kunden, die sich gerade in dem Hause befinden. Ein Jeder setzt sich auf seinen Platz, dem Alter nach, der Lehrling am unteren Ende des Tisches. Die Mahlzeit besteht meistens aus vier Gerichten; der Reis ist natürlich das Hauptgericht und wird "a discretion" gegessen. Die jüngeren Gehilfen stehen zuerst vom Tische auf, der Geschäftsführer erhebt sich zuletzt. Tassen mit Wasser stehen bereit zum Mundausspülen. Sobald sich die Geschäftsführer zurückgezogen haben, raucht der Gehilfe seine Pfeife, trinkt noch einige Täßchen Thee und bereitet sich dann für seinen Nachmittagsschlaf vor, aus dem er sich ungern stören läßt. So geht der Tag eintönig dahin. Das Geräusch auf der Straße erstirbt allmälig. Es ist Abend geworden; es wird zu Abend gespeist, die Kunden mit ihren Laternen werden immer seltener, die meisten der Gesellen schlafen auf den Stühlen, den Kopf auf den Tisch gelegt ein, gegen 11 Uhr wird das Geschäft geschlossen.

— **Die drei Grazien.** Eine neue Art, die russische Volkshymne dem Pariser Publikum darzubieten, konnte man, nach einem Berichte der „Frkf. Ztg.", kürzlich auf dem Marsfelde constatiren. Die Genossenschaft der Malermodelle, die den Namen „Der Olymp" führt, hatte daselbst eine Vorstellung zu Gunsten ihrer Vereinskasse veranstaltet und als letzte Nummer die „drei Grazien" versprochen. Drei der hübschesten Modelle zeigten sich demgemäß als lebendes Bild. Waren sie auch nicht ganz so unbekleidet, wie die Grazien Canovas, so verhüllten sie doch möglichst wenig von ihren Reizen. Das Publikum war entzückt, aber als nun die drei Schönen die russische Hymne anstimmten und dabei russische und französische Fahnen schwenkten, da wollte der Beifall kein Ende nehmen. Das Interessanteste an der Vorstellung war aber doch, daß man da die Modelle einer Anzahl sehr berühmter Bilder wiedererkannte. Da sah man die rothlockige Magdalene Henners, die stolze Juno Falguieres, die üppige Babylonierin Rochegrosses u. s. w. Im Allgemeinen konnte man immerhin bemerken, daß alle Künstler idealisiren, wenn sie sich auch noch so sehr für Realisten ausgeben.

— **Geistesgegenwart.** Oberförster (am Stammtisch): Gewiß, meine Herren, — ganz nett das, was Sie da von Ihrer Geistesgegenwart erzählt haben, aber da müssen Sie erst meine kennen! Stehe ich da eines Abends, als es während eines Gewitters furchtbar regnet unter einem Baum. Krach — schlägt der Blitz in den Stamm ein — jeder Andere wäre betäubt gewesen — ich dachte nur daran, daß ich keine Zündhölzchen in der Tasche hatte und — zündete rasch meine Cigarre an dem Blitze an! —

Apfelkuchen.

Humoreske von Ad. Arndt.

Es war mir sonst nicht unangenehm, wenn Onkel Fritz seinen Besuch anmeldete, denn es gab immer ein paar urfidele Tage und beim Abschied blieben auch meist etliche Doppelkronen in meinen Händen, die sich einer besonders entgegenkommenden Aufnahme meinerseits zu erfreuen hatten und gewöhnlich einem tief gefühlten Bedürfniß abhalfen. Zwei Mal im Jahr pflegte er einen Abstecher nach Berlin zu machen und hier über die Stränge zu schlagen. Zu Hause, auf seinem Gute, lebte er beinahe einsiedlerisch und liebte es fast, den Sonderling zu spielen. Natürlich war er unverheirathet und hielt das für ein großes Glück. Siehst Du, Junge, sagte er, wenn wir in Berlin von einer Weinkneipe zur anderen zogen, das geht Alles, wenn man Junggesell ist. Da ist mein Nachbar auf Landsdorf, der Robsius, der kam früher immer mit hierher und wir amüsirten uns königlich zusammen. Aber seit zwei Jahren ist er im Ehejoch und seitdem hat das Reisen für ihn aufgehört und er muß sich im Winter auf den Bällen abstrapaziren. Na, das könnte mir fehlen!

Ich gab ihm selbstverständlich Recht.

Wie gesagt, sein Besuch kam mir sonst immer gelegen, aber als mir diesmal eine Depesche meldete: Eintreffe heute Abend 6 Uhr Stettiner Bahnhof, erwarte mich — da muß ich gestehen, daß ich in höchst verwerflicher Gesinnung den Bruder meiner Mutter dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Und das hatte folgenden Grund:

Seit vier Wochen war ich verliebt, bis über die Ohren verliebt. Sie wohnte mir gegenüber, von Fenster zu Fenster hatte sich unsere Bekanntschaft angesponnen. Es gab seitdem für mich keine Engel, keine Elfen und ähnliche Wesen mehr, die von sagenhafter Schönheit sein sollen.

Tonis Augen, Tonis Mund, Tonis blondes Haar hatten nicht ihres Gleichen im Himmel und auf Erden. Wir verstanden uns bald, aber nur durch vorsichtige Zeichen konnten wir die ersten Grüße unserer Herzen vermitteln, denn zur Wächterin ihrer Tugend war eine Tante bestellt, deren Luchsaugen die ganze Straße beherrschten. Aber alle Tanten dieser Welt hätten uns auf die Dauer nicht trennen können. Eines Tages war ihr Toni doch entschlüpft, und in einer lauschig dunklen Nische einer vereinsamten Conditorei schwuren wir uns über einem Stück Apfelkuchen ewige Treue. Dann huschte sie schnell davon.

„Bezahlen Sie den Apfelkuchen für das Fräulein mit?" fragte der Conditor.

„Selbstverständlich," antwortete ich voll Entrüstung.

Und nach diesen ersten Präliminarien sollte heute Abend, wo sie wiederum den Argusaugen der Tante zu entfliehen hoffte, das weitere stipulirt werden. Das war sehr nothwendig, denn dem Sonnenschein unserer jungen Liebe drohte der erste Regenschauer. Ich mußte auf ein halbes Jahr, auf ein langes, endloses halbes Jahr fort aus Berlin und schon morgen abreisen! Da galt es, Abschied zu nehmen und die Wege zu verabreden, auf denen wir während der „Zeit der Prüfung" wenigstens brieflich mit einander verkehren konnten.

Und zu alledem mußte nun auch noch Onkel Fritz dazwischen kommen!

Das half nun nichts. Abholen mußte ich ihn von der Bahn und dann hieß es, ihn auf ein paar Stunden irgendwo versetzen und zum letzten Stelldichein eilen.

Und so mache ich's. Onkel Fritz war zwar etwas unwirsch, aber volens nolens fügte er sich und nahm mir nur das Versprechen ab, sofort nach Abwickelung des unaufschiebbaren Geschäfts, von dem ich ihm vorgeflunkert, zu Dressel zu kommen.

Ach, es sollte nur zu bald geschehen. Die Tante, die fürchterliche Tante! Nur einen flüchtigen Händedruck ergatterte ich und ein kleines Kuvert. Aber was für ein Glück barg dieses Kuvert? Toni's Bild, auf dessen Rückseite die Worte standen; Auf ewig Dein! T. Z. postlagernd Postamt 16.

Nun hatte ich die Treue schriftlich und wußte, wohin ich meine glühenden Liebesbriefe zu richten hatte.

„Junge", sagte Onkel Fritz, als wir beim Rheinwein saßen, „du machst ja ein Gesicht, als wäre Dir Dein ganzes Korn verhagelt. Was ist denn los?"

Weß das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Arglos erzählte ich mein süßes Geheimniß und frohlockend zeigte ich das Bild.

„Hm, nicht übel, wirklich nicht übel", sagte Onkel Fritz: „Wie alt ist sie denn?"

„Siebzehn Jahr".

„Und Du bist neunzehn. Kleiner, ehe Du an's Heirathen denken kannst, kann sie schon Großmutter sein. Schlag Dir doch die Dummheiten aus dem Kopf!"

So konnte nur ein hartgesottener Junggesell sprechen.

„Onkel", sagte ich: „Du ahnst nicht, daß die Liebe Alles überwindet!"

„Besonders die von vier Wochen. Wie heißt Sie denn?"

„Toni Zauder".

„Und sie wohnt Dir gegenüber?"

„Ja, und nach einem halben Jahr ziehe ich wieder in meine Wohnung".

„Na, wir werden's ja sehen", sagte Onkel Fritz und betrachtete das Bild wieder.

* * *

Am anderen Morgen fuhr ich gen München, wo ich zuerst einen Rahmen für das Bild der Geliebten kaufte und dann ein Stück Apfelkuchen verzehrte, der süßen Stunde gedenkend, da ich mit ihr zusammensaß.

Dann schrieb ich. Jeden Tag wanderte ein Brief nach Postamt 16, Berlin, aber ich harrte vergeblich auf Antwort. Endlich, nach drei Wochen brachte der Briefträger einen dicken, eingeschriebenen Brief aus Berlin. Ich öffnete ihn glückstrahlend. Aber, o Graus; was fand ich? Eine Verlobungsanzeige von — Toni und Onkel Fritz. Der arglistigste aller Onkel hatte darunter geschrieben:

Lieber Junge!

Wie Du siehst, habe ich mich mit Toni verlobt. So bleibt sie in der Familie. Das ist prächtig für Dich, für sie und besonders für mich. Uebrigens hast Du für Deine zukünftige Tante einmal ein Stück Apfelkuchen bezahlt. Sie schickt Dir dafür beifolgenden Hundertmarkschein. Vertrinke ihn auf unser Wohl! Dein Onkel Fritz.

N.B.—Deine Briefe liegen auch bei. Hebe sie auf. Vielleicht kannst Du sie später verwenden.

Essen und Trinken in alter Zeit.

Vom Essen und Trinken in alter Zeit und von früheren Tischgebräuchen, die uns heute zum größten Theil seltsam genug anmuthen, wissen die „M. N. N." mancherlei zu erzählen. An der Tafel Ludwig's des Vierzehnten wurden alle Speisen in Gegenwart des Königs gekostet, bevor man sie dem Monarchen reichte. Der Hofmundschenk mußte die Serviette des Königs, das Messer, den Löffel und das Glas des Königs mit einem Stück Brot berühren und dieses Stück Brot vor den Augen des Königs verzehren. Aber selbst bei den prächtigsten Festmahlen dieses Königs wurde nicht „servirt", wie heutzutage, jeder Gast schöpfte vielmehr mit seinem Löffel aus der gemeinsamen Schüssel, was er wollte, auf seinen Teller; in einfachen Familien machte man es wie die Dienstboten auf dem Lande: man aß aus einer Schüssel.

Häufig genug kam es in vornehmen Kreisen vor, daß die Damen ihren Tischnachbarn mit ihrem eigenen Löffel, den sie eben aus dem Munde nahmen, bedienten, ihm beispielsweise damit die Saucen auf den Teller schöpften. Anna von Oesterreich, die Königin „mit den schönen Händen", reichte einmal ihrem Nachbar ein Ragout, das sie eben mit den Fingern aus einer Schüssel genommen hatte, und der dankbare Gast durfte von ihren Fingern weglecken, was von der Brühe daran geblieben war.

Es war ein Grundsatz der Hygiene früherer Zeiten — wie der heutigen — daß man sich beim Essen nicht ernsten Gedanken hingeben und wichtige Dinge nicht ausklügeln sollte. Daher verkürzte man die Zeit mit heiteren Scherzen und Gesängen. Um den Sinn der Gäste auf immer Neues und Unterhaltendes zu lenken, erfand man, was die Franzosen „entremets" nannten. Das waren Schauspiele, lebende Bilder und dergleichen, die zwischen den einzelnen Gerichten vorgeführt wurden und die oft mit verschwenderischer Pracht ausgestattet waren. Heitere Gäste, die die Unterhaltung zu beleben verstanden, waren früher wie heute überall gern gesehen. Interessante Gespräche galten als gesund bei der Tafel, und bei einem solchen heiteren Mahle sprach Frau von Montespan, die Geliebte Ludwigs des Vierzehnten, das hübsche Wort: „Bei Tische wird man nicht alt."

Das Trinken brauchte weniger Rüstzeug, als das Essen. Bis in's 16. Jahrhundert befand sich oft nur ein Glas für die ganze Gesellschaft auf der Tafel. Da war es Sitte, daß man sich zuerst den Mund mit der Serviette wischte, bevor man trank, und der gute Ton wollte auch, daß man das Glas jedesmal leere. Den Damen hielt ein Diener häufig einen Teller unter das Kinn, damit sie ihre Kleider nicht betropften. Später wurde dieser Brauch abgeschafft, und man stellte jedem Gast sein Glas vor.

Sehr früh kam das „Gesundheittrinken" auf. Auf einen zugebrachten Trunk nicht zu antworten, wäre eine starke Beleidigung gewesen. Auf's Wohl der Geliebten trank man so oft, als ihr Name Buchstaben zählte, und wer keine Geliebte hatte, brauchte darum nicht in Verlegenheit zu gerathen: er trank dann auf seinen eigenen Namen.

In jenen guten Zeiten schlürften die Frauen den Wein so gern wie die Männer; die Marquise von Richelieu soll erstaunliche Massen haben vertilgen können. Auch eine Herzogin von Bourbon ging ihren Töchtern hierin mit gutem Beispiel voran, aber die Töchter konnten nicht so viel vertragen, wie ihre Mutter. Frau von Montespan war eine Freundin von Branntwein; sie trank in diesem edlen Naß öfters Männer unter den Tisch.

Hinterindisches Gemälde.

(Von einem sächsischen Beobachter.)

Im Urwald wärd Sie's gemiedlich,
Es dämmerd so bäh a bäh,
Aen Assche, gleen und niedlich,
Der hängt Sie am großen Zeh.

Aen Elephantenweibchen
Singt's Gleene in den Schlaf,
Ae Leobard frißd ä Weibchen
Von einem indischen Schaf.

Ae Babagei uffm Boome,
Zankt mit änem Gagadur
Aen Eechhorn, wie im Doomme,
Das guckt den Beeden zu.

Die Brille fleeßig butzend
Ae Brillenschlange ließd
De Awendzeitung; stutzend
Das Neieste sie genießd.

Ganz händen ä Golibrichen
Ich munter fliegen seh',
Ist das än neddes Viehchen,
Ach nee, ach nee, ach nee!

— **Aus Budapest meldet** man: „In einer demnächst erscheinenden Broschüre zur Eisenbahnpolitik wird der Nachweis geführt, daß der finanzielle Erfolg des Zonentarifs 6½ Millionen Gulden ausmache."

Wie soll sie heißen?

Diese Lebens- und Namensfrage beschäftigt mich und meine Frau seit drei Monaten. So lange ist es her, daß unser Töchterchen das Licht der Welt erblickt hat und ebenso lange, daß wir über diese unbedeutendste und bedeutendste aller Fragen nicht schlüssig werden können. Daß Name Schall und Rauch ist, das pfeifen die Gymnasiasten auf dem Dache und doch ist nebst der Physiognomie nichts so sehr geeignet, günstiges oder ungünstiges Vorurtheil zu wecken und sich ein, wenn auch falsches Bild von dem Wesen eines Menschen zu machen, als der Name. Kann ein Husarenlieutenant Nikodemus heißen, ist es denkbar, daß ein Reinhold Bagnosträfling ist, hat man je davon gehört, daß einem Supplikanten, der Edgar getauft wurde, die erledigte Hausknechtstelle zutheil ward? Der Name ist die Etikette auf der mit dem Lebenselixire gefüllten Flasche, ob man Recht oder Unrecht hat, man kauft oder verschmäht nach ihr.

Unter sothanen Erwägungen wird man unsere bangen Namenszweifel begreiflich finden. Es spielen aber noch ganz andere Skrupeln mit. Antlitz und Struktur des Menschen, Bildungsgrad und Familietradition sollen mit dem Namen in einem gewissen Einklang stehen; man soll bei der Namenswahl nicht alltäglich-trivial und nicht exotisch bizarr sein. Seit einigen Jahren grassirt unter dem weiblichen Nachwuchs eine gewisse Elsa-Epidemie, und es trifft sich nur zu oft zu, daß die Namen der verschiedenen Lisbeths, Trudchen und Gretchen, welche gleichzeitig mit dem altdeutschen Meublement in die Mode gekommen sind, gar bedenklich mit den schwarzen Haaren und dunklen Augen ihrer Trägerinnen in Widerspruch stehen.

Die pretentiösesten Bankiers, denen jedes Zugeständniß an den nivellirenden Zug der Zeit ein Gräuel ist, lieben es neuestens ihre Erstgeborenen Hans zu nennen, sie erhoffen einen angenehmen Effekt, wenn der auf kostbaren Smyrnateppichen einherwandelnde Sprößling, mit dem schlichtesten aller Namen paradirt; das Hansthum eines in der Sphäre der Millionen geborenen Nabobsprossen ist aber selten waschecht. Wir hätten unsere Kleine höchst wahrscheinlich „Käthi" genannt, aber da wir heuer den Sommer in Aussee verlebt haben, hätte die böse Welt in dieser Wahl volksthümlich thuende Affektation erblickt; ganz davon zu schweigen, daß sich unsere Köchin dieses Namens erfreut, und unsere im Uebrigen demokratische Zeitgenossenschaft Dienstmädchen, welche Namen führen, mit denen auch Familienmitglieder geschmückt sind, umzutauschen pflegt.

Trägt die Haustochter den an die Aera Goethe's und Schiller's gemahnenden Namen „Charlotte", so muß die Zofe für die Zeit ihres Dienstes mindestens zur „Pepi" degradirt werden, dieweil Charlotten erster und zweiter Ordnung in einem standesgemäß geführten Haushalte nicht gut thun.

Verlegenheit bei der Namenwahl hat schon die sonderbarsten Blüthen gezeitigt. Irgendwo in der Provinz lebt ein fanatischer Cigarren-Enthusiast, der aus Sympathie für das edle Kraut seine drei Töchter mit den nikotinhältigen Namen Kuba, Virginia, Britannika versah. Kuba ist noch im Säuglingsalter verglimmt, Virginia ist eine sehr mollete, für ihren Namen beinahe zu mollete junge Dame geworden, und Britannika ist von einer Zartheit, welche jeden Käufer vor ihrer Namensschwester in den Tabaktrafiken abschrecken würde. Beide sind übrigens liebe Mädchen und es werden sich für sie passionirte Raucher und Ehemänner schon finden. Meine Passion ist das Kartenspiel, aber ich kann die Kleine unmöglich „Trull" oder „Piquedame", oder gar „Ultimo" nennen, gegen welch' letztere Bezeichnungen Frau obendrein aus gutem Gründen protestiren würde.

Vergebens habe ich bei den Namen meiner Ex-Freundinnen aus der Junggesellenzeit Umschau gehalten. Nach der Josephine soll sie nicht heißen, denn der ist mancherlei Malheur widerfahren, und noch weniger darf ich an „Rosa" denken, denn diese meine geliebte Mitschwester von ehedem hat einen eifersüchtigen Ehegatten, der mit seiner langen Nase so lange herumwittern wird, bis er auf den vermeintlichen Zusammenhang zwischen dem Namen meines Töchterchen und dem seiner Frau stößt und dann spießt er mich ohne Gnade und Barmherzigkeit auf. Doch von solchen Sorgen eines geplagten, solid gewordenen Familienvaters hat meine Frau keine Idee, sonst würde sie nicht mit instinctiver Grausamkeit so lange gerade auf Rosa bestanden haben.

Ich habe ihr weis gemacht, daß Rosa im Sanskrit eine bösartige Nebenbedeutung habe und daß unser also genanntes Töchterchen niemals einen Sprachgelehrten werde heirathen können. Damit beruhigte sie sich. Als ich ihr aber vorschlug, mir zu Ehren, da ich Emil heiße, unseren kleinen Engel Emilie zu rufen, meinte sie spitz und pointirt, wie nur meine Frau spitz und pointirt sein kann, dieser mein Name biete ihr keinerlei Gewähr für die Heranbildung jener weiblichen Tugenden, durch welche sie ihre Tochter ausgezeichnet zu sehen wünsche. Drüben im freien, also auch namensfreien Amerika bietet die Namenswahl weder für die männlichen noch für die weiblichen Sprossen irgend welche Schwierigkeit. Für die ersteren bildet das Buch der Bücher ein ausreichendes Reservoir.

Die Ebenezers, Japeets, Abels, sind legionweise vertreten, aber auch die modernen Geschichtstafeln stellen ein tüchtiges Contingent bei der Wahl der Benennung. So mancher kleine „Bismarck", mancher schwatzhafte und geräuschvolle „Moltke" oder schulstürzende „Pestalozzi" reift künftiger Unsterblichkeit entgegen und nach den deutschen Siegen von 1870 regnete es auch in der neugeborenen Mädchenwelt von „Sedanien" und „Gravelotten." Wenn es bei uns zu Lande jemand einfallen würde, den Stammhalter „Grillparzer" oder die Erstgeborne „Custozza", vielleicht auch „Lissa" zu taufen, man sperrte den Unglücklichen ins Narrenhaus. Aber wie nett würden sich solche Namen ausnehmen und wie stimmungsvoll würde eines Tages die Nachricht anmuthen, daß sich Herr Grillparzer Obermeyer mit Fräulein Custozza Niederfellner verlobt habe. In Deinem Lager ist Oesterreich! Aber wir Namensphilister müssen uns hübsch an den Kalender halten mit seinen Portinkulas, Sybillas, Emerentias, seinen Hieronymus und Cyprians. Das Brautpaar Cyprian und Emerentia paßt aber ebensowenig in das Zeitalter des Telephons und der „Jours", wie Arthur und Eugenie in die Atmosphäre des Ziegelschupfens. Vielleicht daß ich mich noch für „Franziska" entschließe. Aber nein, so heißt meine Schwiegermutter.

Da liegt nun das kleine, unbenannte Ding in seiner Wiege. Ein glücklichbekümmertes Elternpaar blickt mit einer Mischung von freudigem Stolz und kleinwenig Aerger auf den rosigen, fingerlutschenden Däumling und weiß sich nicht Raths. Baby ist schon sehr viel, ist die Hauptperson in der Familie und ist noch gar nichts—sogar seine Altersgenossin, die seidenhaarige und kurzpfotige „Lady" hat schon einen Namen. Wir können doch unmöglich unser Töchterchen, wie das des ersten besten Zimmerwichsers, „Barbara" heißen oder sie gar als „Apollonia" zur ewigen Altjungferlichkeit verurtheilen. Den Namen „Hermine" mag meine Frau nicht, weil ihre „Todfeindin" aus Aussee sich also nennt, „Frieda" wäre recht hübsch, aber das gleichnamige Töchterchen unserer Nachbarin hat im Zahnen sein junges Leben ausgehaucht, und Gott behüte uns. Und da legt eben meine Frau ihre Hand auf meine Schulter und meint: „Warten wir noch mit dem Namen, es eilt ja nicht. Genügt es doch für jetzt, daß wir sie namenlos lieb haben."

Der Muschik.

Ein zigeunerhaftes Steppenleben führt der Muschik, der russische Bauer, wenn er sich im Frühjahr mit Weib und Kind, Pferd und Wagen auf ein benachbartes Gut verdungen hat. Unter freiem Himmel, oder im Wagen geborgen bei schlechtem Wetter, verbringt er die Nächte bis in den Spätherbst hinein. Je größer seine Kinderschaar—so entwickelt eine Studie der Wiener „Presse"—desto reicher sein Lohn. Der kleine Knabe kann mindestens die Ochsen vor dem Pfluge oder auch vor dem Wagen lenken, das kleine Mädchen die Flugmaschine zur Reinigung der Kornfrucht drehen oder die zurückgebliebenen Aehren mit dem Rechen auf dem Felde sammeln, während die größeren Kinder sich an der Aussaat betheilizen, sich zu den Schnittern gesellen, die Garben binden, die Dreschmaschine bedienen und die gefüllten Säcke der Reihe nach lagern. Die jüngeren Weiber sind um die großen eingemauerten Kochkessel beschäftigt mit der Zubereitung der nationalen Suppe, des Borschtsch, einer Mischung von Fleisch, Kraut und Kartoffeln, welche in einem mit Weizenkleie gesäuerten Wasser ausgekocht wird, sowie des nährenden Majsbreies, der Mamalika; denn es arbeiten oft auf einem größeren Gute über 600 Bauern, deren Hunger zweimal des Tages ausgiebig gestillt sein will.

Die kleinsten, noch nicht zur Arbeit verwendbaren Kinder laufen, bloß mit einem groben Hemdchen bekleidet, um ihre Mütter herum und suchen sich nützlich zu machen durch Zutragen der Speisen, oder sie schälen mit ihren kleinen Händchen die Kartoffeln und schieben das Stroh — das einzige Feuerungsmittel der waldlosen Steppe — unter den Kessel. — Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängnisse zählen in diesen sommerlichen Steppenlagern nicht zu den Seltenheiten. Die beiden ersteren feierlichen Handlungen werden stets des Sonntags abgehalten, wo die Arbeit ruht und das lustige Gelage vor der Schenke von früh bis Abends währen kann. Der Taufakt nimmt in der Regel folgenden Verlauf: Man bringt das neugeborene Kind in den Hof und bittet ganz einfach die Gutsherrin oder deren Söhne und Töchter zu Taufpathen, was in der Regel niemals abgeschlagen wird.

Sogleich wird dann der Pope gerufen und die Ceremonie in den Garderobezimmern vollzogen; der Täufling wird dreimal in ein mit geweihtem Wasser gefülltes Becken getaucht und darauf in ein großes Stück Leinen gehüllt, welches als Taufgeschenk den Eltern verbleibt. Außerdem noch meist mit Kinderwäsche beschenkt, kehren diese nach dem Taufmahl in der Schenke auf die weite Steppe zurück, um am nächsten Morgen die unterbrochene Beschäftigung wieder aufzunehmen.

Am wohlsten fühlt sich der Muschik mit den Seinen des Sonntags beim Tanz auf dem kurzgeschnittenen Rasen vor der Schenke und bei der Musik einiger Zigeuner, die niemals fehlen, denn neben dem Schnaps sind Musik und Gesang das Lebenselement des Russen. Was er durch eine ganze Woche in saurer, schwerer Arbeit verdient, jagt er am Sonntag Nachmittag fast regelmäßig durch die Kehle; Trinken ist ihm nur dann ein Genuß, wenn es mit Bewußtlosigkeit endet. Ich fragte einmal einen Gutsherrn, warum man die Schenke immer bei dem Eingang zum Edelhof errichte und so den Leuten wie absichtlich die Gelegenheit zu dem sinnlosen Trinken biete, worauf mir Jener mit vielsagendem Lächeln zur Antwort gab, daß dies wirklich mit Absicht geschehe. Würde der Muschik seinen Lohn nicht vertrinken, müßte er bei dem billigen Lebensunterhalt und seinen sonstigen geringen Bedürfnissen rasch wohlhabend und unabhängig sein und dann gäbe es bald keine Arbeiter mehr!